Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 81. Bromberg, den 29. Mai 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fünftes Kapitel.

Der Montagmorgen fand Tom sehr niedergeschlagen. Das war eigentlich an jedem Montagmorgen der Fall, denn damit begann ja eine neue Woche der Plage und des Leidens in der Schule. Gewöhnlich begrüßte er diesen Tag mit dem Wunsche, daß es lieber gar keine Feiertage geben möchte, denn das machte die nun wieder aufzunehmenden Ketten der Sklaverei nur um so drückender und fühlbarer.

Tom lag da und dachte nach. Plötzlich kam ihm die leuchtende Idee: wenn er nun krank wäre, dann brauchte er doch nicht zur Schule. Das war die einzige Möglichkeit. Er untersuchte und prüfte sein ganzes Körpersystem. Nirgends fand sich auch nur das geringste Schadhafte. Von neuem prüfte er. Diesmal meinte er leise Anzeichen von kolikartigen Schmerzen zu verspüren, die er mit rasch aufkeimender Hoffnung liebend zu beobachten begann. Trotzdem verringerten sich dieselben aber bei näherer Betrachtung mehr und mehr und waren bald gänzlich verschwunden. Wieder überlegte Tom. Plötzlich entdeckte er etwas. Einer seiner oberen Zähne wackelte bedenklich. Er frohlockte. Schon begann er sich zu einem tiefen Stöhnen vorzubereiten, das er als Einleitung voraus schicken wollte, als ihm noch zur richtigen Zeit der Gedanke kam, daß, wenn er diesen Beweis von Krankheit ins Feld führe, die Tante ihm einfach den Zahn ausreißen würde, und das tat weh. Damit wollte er also nur im Notfall herausrücken und jetzt erst noch ein bißchen weiter herum denken. Eine Weile war alles Sinnen umsonst, dann erinnerte er sich, wie der Doktor einmal von einem Manne erzählt hatte, dem irgend etwas, Tom wußte nicht mehr genau was, etwas wie kalter Brand oder dergleichen, bei einem schlimmen Finger hinzugetreten sei, daß derselbe zwei bis drei Wochen damit zu tun gehabt und schließlich beinahe den Finger verloren habe. Zum Glück war Tom imstande, eine schlimme Zehe aufzuweisen, die er sich vor ein paar Tagen einmal irgendwo verletzt hatte. Die zog er nun eiligst unter der Decke vor, um sie aufs eingehendste zu prüfen. Damit ließ sich was machen! Leider kannte er die nötigen Symptome nicht, über die er sich beklagen mußte, aber probieren wollte er's doch auf jeden Fall und so begann er denn laut und tief aufzustöhnen.

Sid aber schlief ruhig und sorglos weiter.

Tom stöhnte lauter und meinte auf einmal wirklich Schmerz in der Zehe zu spüren.

Sid gab kein Zeichen.

Tom keuchte schon förmlich vor Anstrengung. Einen Moment sammelte er neue Kraft, hielt den Atem an und stieß dann eine ordentlich fortlaufende Tonleiter von wunderbar echtem Stöhnen aus.

Sid schnarchte weiter.

Nun wurde Tom ärgerlich. Er begann den hartnäckigen Schläfer zu rütteln und „Sid, Sid" zu rufen. Das wirkte besser und nun begann das Stöhnen von neuem. Sid gähnte, streckte sich, stützte sich dann mit einem letzten Schnarcher auf seinen Ellenbogen und starrte nach Tom hin. Tom stöhnte weiter. Endlich ruft Sid:

„Tom, so hör' doch, Tom!"

Keine Antwort.

„Du, Tom, Tom, was ist los?" und er rüttelte ihn und starrte ihm voll Angst ins Gesicht.

Tom stöhnte:

„Ach, Sid, laß los, du tust mir weh!"

„Herr Gott, was gibt's, Tom? Ich muß die Tante rufen."

„Nein, laß sein. Es wird schon vorüber gehen. Ruf' niemand."

„Doch, natürlich, das muß ich. Stöhn' doch nicht so, Tom, das ist ja schrecklich. Wie lang tut dir's denn schon weh?"

„Ach, Stunden lang. Autsch, autsch! Sei doch still, Sid, und laß mich in Ruhe."

„Warum hast du mich denn nicht früher geweckt? Herr Gott, Tom, hör' auf, es macht einen ja elend, dich so stöhnen zu hören. Wo tut dir's denn weh?"

„Ich verzeih dir alles, Sid, was du mir je getan hast. (Stöhnen.) Alles, alles, Sid! Wenn ich tot bin —"

„O, Tom, du wirst doch nicht sterben? Sag nein, Tom, komm, sag nein. Vielleicht —"

„Ich vergebe allen Menschen, Sid. (Tiefes Stöhnen.) Sag's allen. Und, Sid, gib du die schöne gelbe Türklinke, die ich habe und die einäugige Katze dem Mädchen, das neulich erst gekommen ist und sag ihr —"

Aber Sid hatte schon seine Kleider aufgerafft und war verschwunden. Tom litt nun in Wahrheit, so lebhaft arbeitete seine Einbildungskraft und sein Stöhnen fing an erschreckend natürlich zu klingen.

Sid flog die Treppe hinunter und rief atemlos:

„Tante Polly, Tante Polly, komm schnell, Tom stirbt!"

„Stirbt?"

„Ja, ja, eil' dich doch, frag' nicht lang."

„Dummheiten! Ich glaub's nicht."

Trotzdem aber stürzte sie die Treppe hinauf, so schnell sie ihre alten Beine tragen wollten und Mary hinter ihr her. Blaß war auch sie geworden und ihre Lippen zitterten. Am Bett angelangt, keuchte sie nur so:

„Tom, Tom, was gibt's, was ist los?"

„Ach, Tante, ich —"

„Was gibt's — was ist's, Kind, was fehlt dir?"

„Ach, Tante, ich — ich hab' furchtbare Schmerzen da an meiner Zehe, — ich hab' — ja ich hab', glaub ich — den kalten Brand!"

Erleichtert aufseufzend sank jetzt die arme Tante auf einen Stuhl, lachte ein wenig, weinte ein wenig, tat dann beides zusammen, was sie wieder so weit herstellte, daß sie Worte fand:

„Tom, Bengel, wie hast du mich erschreckt! Jetzt hör' aber auf mit dem Unsinn und mach', daß du aus dem Bett kommst. Es ist Zeit zum Aufstehen! Vorwärts — oder ich geb' dir was, um deinen kalten Brand zu wärmen!"

Das Stöhnen hörte auf und der Schmerz verschwand aus der Zehe. Kleinlaut und niedergedrückt ob des verunglückten Experiments meinte der Junge:

„Tante, wahrhaftig, ich glaubte, es müsse der kalte Brand sein, es tat so furchtbar weh, daß ich gar nicht mehr an meinen Zahn dachte."

„An deinen Zahn? Was ist denn mit dem Zahn los?"

„Ach, der wackelt und tut gar schrecklich weh."

„Na, na, nur nicht wieder stöhnen, ist ganz unnötig! Mund auf! Ja, der wackelt richtig, daran stirbst du aber noch lange nicht! Mary gibt mir einen Seidenfaden und hol' ein Stück glühende Kohle aus der Küche!"

Eiligst rief Tom, der plötzlich ganz munter wurde:

„Bitte, bitte, Tantchen, zieh' ihn mir nicht aus, er tut schon gar nicht mehr weh. Ei, ich will des Todes sein, wenn

ich noch das geringste spüre! Bitte, bitte, nicht, Tantchen, ich will ja doch wahrhaftig nicht zu Hause und von der Schule wegbleiben."

„So, du willst nicht zu Hause bleiben, mein Junge, willst durchaus nicht, was? Also deshalb all der Lärm! Wärst wohl gern aus der Schule geblieben und dafür fischen gegangen, gelt? Na, ich kenn' dich, Tom, durch und durch, mir machst du keine Flausen vor, du Bengel! Tom, Tom, und ich hab' dich doch so lieb und du, — du denkst nur dran, wie du deiner alten Tante das Herz brechen kannst. Geh, schäm' dich in deine schwarze Seele hinein!"

Mittlerweile waren die zahnärztlichen Instrumente zur Stelle geschafft worden. Ein Ende des Seidenfadens befestigte die Tante mit einer Schlinge an Toms Zahn, während sie das andere um den Bettpfosten schlang, so daß der Faden straff angespannt war. Dann ergriff sie mit einer Zange die glühende Kohle und fuhr damit geschwind auf Toms Gesicht los. Ein Ruck — und der Zahn hing baumelnd am Bettpfosten.

Wie aber jede überstandene Prüfung ihren Lohn in sich trägt, so auch diese. Als sich Tom später mit der neuerworbenen Zahnlücke auf der Straße zeigte, war er ein Gegenstand des Neides für alle Kameraden, denn keiner von ihnen war imstande, auf solch' neue, noch nie dagewesene Weise auszuspucken, wie es nun Tom, durch die Lücke in der Zahnreihe, tat. Er zog ein ganzes Gefolge von Bewunderern hinter sich her, die sich für die Schaustellung interessierten, und ein anderer Junge, der bis dahin, wegen eines verletzten Fingers, der Mittelpunkt der Verehrung und Bewunderung gewesen, sah sich plötzlich all seines Ruhmes beraubt, er mußte ohne Erbarmen dem neu aufstrahlenden Gestirne weichen, und zurücktreten in den Schatten des Nichts. Sein Herz war ihm drob schwer, und eine Verachtung heuchelnd, die ihm fern lag, meinte er: das sei auch was Rechtes, so auszuspucken, wie Tom Sawyer. Da schallte ihm ein höhnendes: saure Trauben, saure Trauben! entgegen und beschämt schlich er zur Seite, ein entthronter Held.

Auf dem Weg zur Schule traf Tom den jugendlichen Paria des Ortes, Huckleberry Finn, den Sohn des bekanntesten Stadt-Trunkenboldes. Huckleberry war der Gegenstand des Abscheus und des Hasses aller Mütter der Stadt, die ihn fürchteten wie die Pest, weil er faul und zuchtlos, roh und böse war, wie sie dachten, und weil — ihre eigenen Jungen ihn anstaunten und vergötterten, sich förmlich um seine verbotene Gesellschaft rissen und alles drum gegeben haben würden, wenn sie hätten sein dürfen, wie er. Tom, wie alle die andern „ordentlichen, anständigen Jungen", beneidete Huckleberry um seine verlockende Existenz, und es war ihm streng untersagt worden, je mit dem „schlechten Kerl" zu spielen. Gerade darum tat er es denn auch gewissenhaft, wenn sich nur irgend Gelegenheit dazu fand — und tat es mit Wonne. Huckleberry steckte immer in alten, abgelegten Kleidern von Erwachsenen deren Fetzen und Lumpen nur so um ihn herum hingen. Sein Hut war nur die Ruine einer vormaligen Kopfbedeckung, deren Rand zerfetzt auf die Schultern niederbaumelte. Sein Rock, wenn er überhaupt einen trug, hing ihm bis auf die Füße und zeigte die hinteren Knöpfe etwa in der Gegend der Kniekehlen. Nur e i n Träger hielt seine Hosen an Ort und Stelle, Hosen, deren geräumige Sitzpartie zu leer war und sich nur zuweilen im Winde blähte, während die ausgefransten Enden im Schmutz nachschleiften, wenn sie nicht zufällig aufgekrempelt waren. Huckleberry kam und ging, wie es ihm beliebte. Bei schönem Wetter schlief er auf Treppenstufen oder sonst wo, bei schlechtem in leeren Fässern, alten Kisten, oder wo er eben unterkriechen konnte, wählerisch war er keineswegs. Er brauchte nicht zur Schule, nicht zur Kirche, brauchte niemanden als Herrn anzuerkennen, brauchte keiner lebenden Seele zu gehorchen. Er konnte schwimmen und fischen gehen, wann und wo er wollte, konnte bleiben, so lang es ihm behagte. Niemand verbot ihm, sich mit andern zu prügeln, und abends konnte er aufbleiben bis Mitternacht und länger, ihn zankte keiner. Er war der erste, der barfuß lief im Frühling und der letzte, der im Herbste wieder in das lästige Leder kroch. Zu waschen brauchte er sich nie, zu kämmen auch nicht, noch frische Wäsche anzuziehen und fluchen konnte er wie ein Alter, wundervoll. Mit einem Wort alles, alles, was das Leben schön und angenehm macht, besaß dieser beneidete Huckleberry im reichsten Maße. So dachte und fühlte jeder einzelne der armen, geplagten, „anständigen" Jungen in St. Petersburg. Tom rief also natürlich diesen für ihn romantischsten aller Helden sofort an:

„Holla, Huckleberry!"

„Holla, du selber!"

„Was hast du da?"

„Tote Katze."

„Zeig her, Huck. Herrgott, wie steif! Woher hast du's?"

„Gekauft von 'nem Jungen."

„Was hast du dafür gegeben?"

„'ne Schweinsblase und 'nen blauen Zettel."

„Woher war denn der blaue Zettel?"

„Von Ben Rogers, dem hab' ich vor vierzehn Tagen 'ne prachtvolle Gerte dafür gegeben."

„Zu was kann man denn tote Katzen brauchen, Huck?"

„Zu was? Ei, um Warzen zu vertreiben."

„Nein! Wahrhaftig? Ich weiß noch was Besseres."

„Du? Wird was Recht's sein! Was denn?"

„Wasser aus faulem Holz!"

„Wasser aus faulem Holz! Ist den Kuckuck nix wert."

„Nichts wert? Hast du's probiert?"

„Ich nicht, aber Bob Tanner."

„Wer hat dir's gesagt?"

„Wer? Ei, er hat's dem Willy Thatcher gesagt und der dem Johnny Bäker und der dem Jim Hollis und der dem Ben und der Ben 'nem alten Nigger und der mir. Da, nun weißt du's!"

„Na, und was weiter? 's ist ja doch nur gelogen! Die lügen alle miteinander, bis auf den Nigger, den kenn' ich nicht. Aber ich kenn' auch keinen Nigger, der nicht lügt, oder du? Jetzt aber erzähl', wie's der Bob Tanner gemacht hat mit den Warzen, Huck!"

„Na, der hat seine Hand in 'nen alten Baumstumpf gesteckt, in dem Regenwasser war."

„Am Tag?"

„Natürlich."

„Mit dem Gesicht nach dem Baum zu?"

„Gewiß, ich glaub' wenigstens."

„Hat er was dazu gesagt?"

„Was weiß ich? — Wahrscheinlich nicht!"

„Aha! Da haben wir's! Und dann will der Kerl Warzen mit faulem Wasser kurieren und stellt sich so an! Da kann's natürlich nichts nützen. Ich will dir sagen, wie man's macht. Erst geht man ganz mutterseelenallein mitten in den Wald, wo man einen alten Baumstumpf mit Wasser weiß und dann, wenn's Mitternacht ist, stellt man sich mit dem Rücken nach dem Stumpf zu, tunkt die Hand ins Wasser und sagt:

Schreit die Eule, quakt der Frosch, scheint der Mond darauf,
Faules Wasser, Zauberwasser, zehr' die Warzen auf!

„Danach tritt man rasch mit geschlossenen Augen elf Schritt vor, dreht sich dreimal um sich selbst und geht heim, ohne mit jemand ein Wort zu reden. Denn wenn man das tut, ist der Zauber gebrochen!"

„Na, das läßt sich hören, so aber hat's der Bob nicht gemacht, das weiß ich gewiß!"

„Ja, da hast du wahrlich recht, denn der ist jetzt noch der warzigste Jung' in der Schule und wenn er sich mit dem faulen Wasser nicht dumm angestellt hätte, so brauchte er keine einzige mehr zu haben. Ich bin so schon über tausend Warzen los geworden, Huck. Ich greif' so viele Frösche an, daß ich immer ein paar Dutzend Warzen an den Händen habe. Manchmal nehm' ich auch eine Bohne."

„Ja, Bohnen sind gut. Das hab' ich schon selbst probiert."

„Wirklich? Wie machst du's?"

„Ei, ich nehm' die Bohne und schneid' sie in zwei Stücke, ritz' dann die Warze blutig und tröpfle das Blut auf das eine Stück der Bohne und vergrab' das um Mitternacht beim Vollmond am Kreuzweg. Das andere Stück wird verbrannt. Jetzt zieht und zieht das blutige Stück und will das andere nachziehen, und das Blut zieht mit und zieht, bis die Warze fort ist. So mach' ich's."

„Und das ist auch ganz richtig, Huck, nur hilft's noch mehr, wenn du beim Vergraben sagst: „Fort die Bohne, Warze fort, komm' nicht mehr zum alten Ort." Das ist ausgezeichnet, sag' ich dir. So macht's Joe Harper und der war schon beinahe in Cronville und fast überall. Aber das mit der toten Katze, das weiß ich nicht."

„Na, das ist einfach. Du nimmst die tote Katze und gehst auf den Kirchhof, so um Mitternacht herum, auf das Grab von irgend einem schlechten Kerl. Schlag zwölf kommt dann der Teufel, vielleicht auch zwei oder drei, man sieht sie nur nicht und hören tut man nur so was wie Wind. Und wenn sie dann den Kerl mit sich fort nehmen, schmeißt man ihnen die Katze nach und ruft:

Will der Deubel sich versehn,
Muß die Katze noch drein gehn,
Warze fliegt auch hinterdrein,
Werd' alle drei los dann sein!

„Das vertreibt dir jede Warze noch vor der Geburt."

„Klingt nicht übel. Hast du's mal probiert, Huck?"

„Nee, aber die alte Mutter Josephine hat's mir gesagt."

„Na, die muß es wissen, das soll ja 'ne Hexe sein."

„Soll sein! Ist's, Tom, ist's, das weiß ich genau. Die hat meinen Alten behext, das sagt er immer. Wie der einmal an ihr vorbeigegangen ist, hat er grad' gesehen, wie sie ihn behext hat und da hat er einen Stein genommen und den nach ihr geschmissen; wenn die sich nicht gebückt hätt', wär' sie längst keine Hex' mehr. Na und in derselbigen Nacht

ist mein Alter von einer Mauer gefallen, auf der er gelegen hat und geschlafen, weil er betrunken war und hat den Arm gebrochen."

„Puh, das ist ja gräßlich! Woran hat er denn gemerkt, daß sie ihn behext?"

„Woran? Ei, das weiß mein Alter ganz genau. Er sagt, wenn sie einen immerzu anstarren und was dazu brummen, dann behexen sie einen, besonders, wenn sie brummen und was vor sich hin murmeln. Dann sagen sie das Vaterunser rückwärts."

„Sag' mal, Huck, wann willst du denn das mit der Katze probieren?"

„Heut' nacht. Ich denk', da werden sie den alten Williams holen kommen."

„Der ist aber schon am Sonnabend begraben worden, Huck, warum haben sie ihn da nicht schon in der Nacht geholt?"

„Na, du redst auch, wie du's verstehst! Sonnabend mitternacht ist doch schon Sonntag und da hat kein Teufel mehr was zu suchen hier oben. Der wird sich schwer hüten, sich am Sonntag blicken zu lassen."

„Daran hab' ich freilich nicht gedacht. Wahrhaftig, so ist's. Darf ich mitgehen?"

„Meinethalben, wenn du dich nicht fürchtest."

„Fürchten? Na, auch noch! Wirst du miauen vor unserm Haus, wenn's Zeit ist?"

„Ja, wenn du mich nicht warten läßt. Das letztemal hab' ich so lang miauen müssen, bis euer alter Nachbar mit Steinen nach mir warf und auf den Kater fluchte, der ihm keine leibliche Ruhe lasse. Zum Dank hab' ich ihm 'nen Backstein durchs Fenster geschmissen, der wird an den Kater denken! Aber verrat' du mich nicht."

„Wo werd' ich! Damals hab' ich nicht kommen können, weil mir die Tante immer auf den Hacken saß. Heut' aber komm' ich und wenn's Feuer und Pech regnet. — Was ist denn das, Huck?"

„Ach, nur 'ne Baumwanze."

„Woher denn?"

„Aus dem Wald."

„Was willst du dafür?"

„Ich — ich weiß nicht, ich geb's gar nicht her."

„Gut. 's ist auch nur 'ne ganz lumpig kleine Wanze."

„Na, das kann jeder sagen, der keine hat. Mir ist sie groß genug, mir ist sie lang gut."

„Pah, ist auch was Rares! Ich könnt' tausend haben, wenn ich nur wollte."

„Na, warum willst du nicht? Gelt, du weißt warum, Alterchen! Die Baumwanze hier ist was Seltenes, denn 's ist noch früh für Baumwanzen. Wenigstens ist's die erste, die ich dies Jahr sehe!"

„Hör' du, Huck, ich geb' dir meinen schönen Zahn dafür."

„Zeig' her."

Tom zog ein Stückchen Papier hervor, das er sorgfältig aufrollte. Huck sah prüfend hinein. Die Versuchung war groß. Zuletzt fragte er:

„Ist der auch echt?"

Ohne jede weitere Beteuerung öffnete Tom den Mund, um die Lücke zu zeigen.

„Na, gut," meinte Huck, „also abgemacht, schlag ein!"

Tom barg die Wanze vorsichtig in einer kleinen Schachtel, die ähnlichem Gewürm schon öfter zum Gefängnis gedient und immer für vorkommende Fälle in Toms Tasche bereit war. Huck sackte den Zahn ein und beide Jungen trennten sich, jeder in dem erhebenden Bewußtsein, einen sehr guten Tausch gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfingstwetter und die beiden Propheten.

Von **Karl Lütge.**

Die Bürger der guten Stadt Göttingen ersehnten um 1871, wie jedermann im Deutschen Reiche, inbrünstig nach endlos langem strengen Winter den Frühling. Ostern fiel tief in den Winter. Pfingsten endlich glaubte man den Frühling zu bekommen. Doch es war vom Frühling noch wenige Tage vor dem lieblichen Feste nichts zu spüren . . .

Sehnsüchtig blickte man nach dem Wetterbericht in der Zeitung und ging in die Wandelhalle der Universität, wo die Wettervoraussagen des Professors Klinkerfues zu lesen waren.

Der Göttinger Professor Ernst Klinkerfues hatte sechs Kometen entdeckt, vielerlei Bahnberechnungen gefunden . . . Das beachtete man in Göttingen nicht. Der berühmte Astronom galt als der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Wetterprognose, und als Wetterkundigen schätzte man ihn — zumal in der ungeduldigen, sehnsuchtsvollen Erwartung von schönem Pfingstwetter . . .

Tag für Tag war nun, kurz vor dem Fest, durch Professor Klinkerfues zu lesen, daß eine Besserung im Wetter sich vorbereite:

„Aufklarung, wärmer, heiter . . .", so stand in der Universität zu lesen.

Man merkte noch nichts; doch man hoffte . . .

Pfingstkleider wurden gekauft, Hüte, Putz . . . der Frühling und schönstes Wetter zum lieblichsten aller Feste war ja vom Professor Klinkerfues verheißen worden!

Nun fungierte als Volkswetterkünder in Göttingen noch ein alter Schuster. Der sagte seinerseits mit Bestimmtheit, daß das Pfingstwetter trübe, kalt, regnerisch werden würde!

Meister Schalm, der bisher starken Zulauf von Gläubigen hatte, da seine Voraussagungen — man muß der Wahrheit die Ehre geben! — weit mehr Treffer hatten als die Klinkerfues', wurde mit seinen „trüben" Berichten indessen verlacht, und er verscherzte sich alle Sympathien.

Drei Tage vor Pfingsten . . .

Klinkerfues schrieb: Schön Wetter . . . Schuster Schalm: Schlecht Wetter . . .

Zwei Tage vor Pfingsten . . . dieselbe Prognose.

Alles schimpfte auf den Schuster . . . zumal sich der ewig graue Himmel am Freitag zu verändern begann . . .

Es hellte sich auf — und wurde schön . . .!!

„Wie der Freitag, so der Sonntag" hieß es — mit der stillen Hoffnung, daß die Besserung Fortschritte mache.

Der Pfingstsonnabend hielt aber nicht, was der Freitag versprochen hatte . . . und Pfingsten war ein gar greuliches Wetter . . . mit Sturm, Regenschauern . . .

Viel Sommerkleider, viele Hüte fielen dem Fest zum Opfer! und Professor Klinkerfues hätte arg viel Flüche und schmeichelhafte Bezeichnungen hören können, wenn er in Göttingen das Fest über geweilt hätte. Er verlebte aber das Fest im heimatlichen Hofgeismar und kam erst am dritten Festtage nach Göttingen zurück.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß Professor Klinkerfues sich darüber fuchste, daß der Schuster mit seiner Pfingstwetterprophezeiung recht, er selbst unrecht behalten hatte, und daß er aus diesem Grunde den Schuster mitsamt seiner selbstverzapften Wetterkunde verwünschte.

Das half aber nichts und — abermals der Wahrheit die Ehre zu geben! — da die Wetterberichte des Schusters weiterhin weit mehr Treffer hatten als die gründlichen wissenschaftlichen Voraussagen des berühmten Professors, änderte sich an dem Zustande nichts, daß Klinkerfues seit Pfingsten in Göttingen erledigt war.

Voll inneren Zornes ging Klinkerfues nicht mehr aus; nur den Gang zur Universität und zurück machte er; sonst sah ihn niemand.

Doch, als sein Zorn den Höhepunkt erreicht hatte, faßte er einen heroischen Entschluß. Er gedachte, sich in die Höhle des Löwen zu begeben, um das Geheimnis der Erfolge des schusterlichen Wettermachers zu ergründen!

Ein Vorwand zu dem Besuche fand sich um so leichter, als die niederen Gegenstände des täglichen Bedarfs, zu denen die Schuhe des Professors gehörten, sich nie der besonderen Beachtung des Himmelsforschers erfreuten und stetig stumm über bittere Vernachlässigung klagten.

Ein Paar zerrissene Stiefel knüpften also das Band der Bekanntschaft zwischen den beiden Wetterkündern!

So kam man ins Gespräch und rasch zum Wetter.

Da man irgendwie immer zum Wetter kommt, konnte es nicht schwer halten, dieses in unserm Falle wirklich interessante Gebiet zu erreichen.

Gespannt, zögernd rückte Professor Klinkerfues alsbald mit der Frage heraus:

„Sagen Sie, lieber Meister, wie gelingt es Ihnen eigentlich, so oft das Wetter mit Sicherheit vorauszubestimmen? Ich denke nur an letzte Pfingsten . . . Sie müssen doch irgendein System, irgendeinen Weg haben . ."

Der Meister zwinkerte vergnügt.

„Hab' ich, hab' ich! Ich bin nicht bloß so ein Schuster, wie Sie das denken . . ."

„Bewahre, bewahre!" versicherte Klinkerfues. „Also wie machen Sie's denn?"

Der Schuhmachermeister legte den Pechfinger an die Nase.

„Das ist gar nicht so schwer! Passen Sie mal auf! — Jedem verrate ich's ja nicht! Sie müssen es auch für sich behalten . . ."

„Mein Wort!" gelobte voll Eifer der Professor, selig, daß er so rasch und leicht ans Ziel kommen sollte.

„Ja, sehen Sie — da gibt es drin in der Stadt so einen Professor, Klinkerfues heißt er . . . Dieser Klinkerfues will das Wetter prophezeien. Seine Berichte schlägt er immer drin in der Universität an; so früh um Acht herum. Um Neun gehe ich hin und schreibe sie mir ab! Dann nehme ich das Gegenteil von dem, was sich der Klinkerfues gedacht

hat . . . und habe meinen Wetterbericht! Der stimmt dann immer . . . das wissen Sie ja?"

Professor Klinkerfues verließ nach dieser überraschenden Antwort recht eilig und neuen heftigen Zornes voll die Schusterstube und seinen Konkurrenten . . .

— — — — — — — — — —

Die pfingstliche Blamage von Anno Einundsiebzig hat er nie vergessen.

Das allzeit getreue Konitz.

Im Jahr der Jahrhundertwende 1900 ist der Name Konitz in der ganzen Welt bekannt geworden. Am 11. März 1900 wurde der 18½jährige Obertertianer Ernst Winter in Konitz ermordet. Der Verdacht des Mordes lenkte sich auf einen Judenfleischer, man vermutete einen jüdischen Ritualmord. In Konitz wuchs die Aufregung und Erbitterung gegen die Juden derart, daß die Synagoge gestürmt wurde und Konitz eine einjährige Einquartierung von Militär erhielt. Und in der ganzen Welt ging ein erregtes Für oder Wider den Blutmord los.

In alter Zeit hat Konitz auch einen weitbekannten Namen und Ruf gehabt; aber der hatte einen anderen und besseren Grund und Anlaß. Da heißt es „das allzeit getreue". Wie es dazu kam, werden wir noch hören.

Das jetzige Konitz hat zwei Gesichter. Das eine, moderne, stillos, farblos, verschwommen wie die neuzeitlichen Geschäfts- und Verkehrsansammlungen von Häusern und Straßen, und das andere, das man erblickt, wenn man vom Bahnhof den neueren Teil durchwandert hat und in die Niederung, die Verbindung zwischen dem Mönchssee und dem trockengelegten Ziegelsee herabsteigt. Das ist das alte Konitz voll Charakter und scharfer Prägung. Da ragt vor uns die alte Pfarrkirche auf mit ihrem massigen Turm, den scharf abgesetzten Giebeln, daneben die Gebäudemasse der ehemaligen Jesuitenkirche und -residenz. Das alte Konitz ist fest zusammengefaßt. Noch sind die Mauern zu einem guten Teil erhalten mit Türmen und Wall und Graben. Und auch die zu einem Konvikt umgeänderte Kirche des von Winrich von Kniprode 1365 gestifteten Augustinerklosters und die alte evangelische Hospitalkirche zum heiligen Geist außerhalb der Mauern erinnern an die alte Zeit.

Den Namen Konitz hat ein alter Stadtchronist von Kuhnest abgeleitet. Daher sei auch das Siegel und Stadtwappen, ein von Blumenranken umgebener Stierkopf, genommen. Der Name ist aber slawisch, entweder kommt er von der polnischen choina = Fichte, oder, was wahrscheinlicher ist, von dem wendischen choinz = Grenze, Ende, Spitze, Ecke. Konitz ist ursprünglich eine slawische Siedlung gewesen, aber bald eine rein deutsche Stadt geworden, gleich nachdem der deutsche Ritterorden Pommerellen in Besitz genommen hatte.

In demselben Jahre der Erwerbung, am 12. Juni 1310, stellte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen Konitz eine Handfeste aus, in der er ihr das deutsche Kulmische Recht verlieh. Wegen ihrer günstigen Lage zwischen zwei Seen und Sumpf wurde die Stadt zu dem stärksten Bollwerk des Ordens westlich der Weichsel ausersehen und aufs stärkste befestigt. Auf drei Seiten boten die Seen, der Mönchs- und der gekrümmte Ziegelsee, genügend Schutz. Auf der ungeschützten wurden zwei tiefe Gräben und dazwischen ein starker Wall angelegt und das Wasser des Mönchssees in die Gräben bis zum Ziegelsee geleitet. Die Mauer aber, die um die Stadt herumgeführt wurde, hatte nicht weniger als 22 Türme.

Wie fest die Mauern waren, zeigte sich 1433, als die Hussitenscharen sechs Wochen lang heftig anstürmten. Als sie nichts ausrichten konnten, bauten sie Flöße, um so über den See an die Stadt heranzukommen. Aber da durchstachen die Konitzer die Dämme und ließen den See ab, und die Hussiten blieben mit ihren Flößen im Morast stecken, konnten nicht vorwärts und rückwärts und mußten ihr Leben lassen.

Noch deutlicher bewies sich die Festigkeit der Stadt in späterer Zeit. Gegen den Orden hatten sich die preußischen Städte zu einem Bunde vereinigt. Konitz war auch beigetreten. Aber als es die verräterischen Ziele des Bundes erkannte, ließ es öffentlich in Elbing durch seinen Bürgermeister dem Bunde entsagen und das Stadtsiegel an der Bundesurkunde abnehmen. Der Bund kündigte 1454 dem Orden den Gehorsam auf und verbündete sich mit dem Könige von Polen. Noch in demselben Jahre suchte der Polenkönig Kasimir IV. die treugebliebene Ordensstadt in seine Hand zu bringen. Aber vergeblich. Es kam zur großen Schlacht am Heerbruch bei Konitz am 18. September 1454. Sie endete mit einem glänzenden Siege des Ordens. In den folgenden 13 Jahren des Städtekrieges blieb Konitz der festeste Hort der Kreuzritter. Ja, als 1456 die Marienburg durch die Schurkerei der Ordenssöldner verloren gegangen war, blieb Konitz treu und der letzte Stützpunkt und Zufluchtsort für alle Anhänger des Ordens. Selbst eine Belagerung des Polenkönigs hielt die Stadt noch aus. Erst am 28. September 1466 kam Konitz nach monatlicher Belagerung in die Hände der polnischen Truppen. Durch die Übergabe von Konitz war der Krieg entschieden. Im zweiten Thorner Frieden wurde Konitz polnisch.

Die Umgebung des polnischen Königs drängte ihren Herrn, er sollte die Stadt Konitz für ihre Widerspenstigkeit dem Erdboden gleich machen, aber Kasimir dachte größer. Er achtete die seltene Tapferkeit und Pflichttreue und bestätigte die Privilegien der Stadt, ja, gewährte ihr noch neue.

Der vorletzte Hochmeister aber, der Herzog Friedrich von Sachsen, der einen Konitzer Bürgersohn als Diener hatte und dem es von dem neidischen adligen Hofpersonal verargt wurde, daß er einen Bürgerlichen so bevorzugte, hat den Ausspruch getan: „Die Konitzer Bürger verdienten, daß man sie alle zu Rittern schlüge, da sie allein, als Land und Leute abfielen, dem Orden treu geblieben sind!"

J. P.

Bunte Chronik

* **Die Städte vernichtenden deutschen Klaviere.** Was für Schauermärchen mitunter erfunden werden, um die unbequeme deutsche Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, zeigt ein geradezu groteskes Beispiel aus Australien. Man hatte dort schon in Vorkriegszeiten eine Vorliebe für deutsche Klaviere, und selbst die englische Beamtenschaft bevorzugte wegen seiner Güte das deutsche vor dem englischen Erzeugnis. Da sich diese durch den Krieg unterbrochene Sympathie wieder zu festigen beginnt, sinnt die dortige, auf sehr schwachen Füßen stehende Klavierfabrikation auf Mittel und Wege, ihr schlechtes Erzeugnis der Bevölkerung aufzuschwatzen. Es hatte sich zu diesem Zwecke eine Gesellschaft gebildet, die den Feldzug gegen das made in Germany-Instrument skrupellos durchzuführen gedenkt. Kürzlich fand in Annendale eine große Versammlung statt, der auch der Unterrichtsminister Bruntnell beiwohnte. In dieser Versammlung erklärte der Pianofabrikant Beale: „german pianos contain the germ of borer" (deutsche Klaviere enthalten den Keim des Bohrers). Die Wirkung dieses deutschen Bohrers schilderte der „wissenschaftlich gebildete" Klavierfabrikant folgendermaßen: „Der Bohrwurm vermehrt sich rapide und höhlt zuerst alle Holzteile aus. In kürzester Zeit fällt das Klavier vollständig auseinander. Eine Wiederherstellung sei unmöglich, denn alles, was am Instrument von Holz ist, ist mit Löchern wie durchsiebt, und ein neues Klavier ist schnellee gebaut. Der deutsche Wurm begnüge sich aber nicht mit dieser Zerstörungsarbeit; er sei unausrottbar, niste sich in den Möbeln des Hauses ein, vernichte sie, grabe sich darauf in die Holzteile des Hauses ein und bringe auch dieses in Verfall. So können, wenn das deutsche Klavier weiter Eingang fände, in absehbarer Zeit ganze Straßenviertel, ja sogar ganze Dörfer und Städte mit Holzhausbau vernichtet werden." — Ob sich die Bevölkerung von diesem faustdicken Schwindel des smarten Geschäftsmannes schon hat „anbohren" lassen, ist bisher nicht bekannt geworden.

* **Die Teuerung in Paris.** Wie teuer man jetzt in Paris lebt, ersieht man aus nachstehenden Angaben eines französischen Blattes: Der Brotpreis wurde ab 16. Mai auf 1,55 Frank für das Kilo erhöht (in Zloty umgerechnet ca. 40 gr). Butter hat den horrenden Preis von 22—24 Fr. das Kilo erreicht (in polnischer Währung etwa 7 zl). Eier kosten 75 Centimes das Stück, aber man bekommt sie auch für diesen Preis nicht, da die Eierhändler die frischen Eier für noch teurere Zeiten aufstapeln. Hühner und Tauben bewegen sich in fünf- bis sechsfachen Vorkriegsnotierungen. Fische, Kaffee, Tee, Südfrüchte, Kuchen usw. steigen ins Fabelhafte. Aber nicht nur Lebensmittel müssen hoch bezahlt werden. Blumen sind schier unerschwinglich im Preise. In den besseren Theatern und Musikhallen kostet ein Orchestersitz 45 Frank. Die Zeitungen haben sich genötigt gesehen, die Preise für die Einzelnummer von 20 auf 225 Cent. hinaufzusetzen. Ein unscheinbares, modernes, beinahe ungarniertes Damenhütchen notiert 450—500 Frank. Wohnungen sind nur noch für reiche Leute erschwinglich; denn die Portiers, die Herren der Lage sind, verlangen für die Überlassung einer winzigen Wohnung ein Extratrinkgeld von 1000 Frank, für mittlere Wohnungen 2000 und für größere Wohnungen 3000 Frank.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.